



[Nachdruck verboten.]

Der Lüge Haat.

[56] Roman von E. von Wald-Bedwitz.

„Ist es etwa Dieses?“ fragte Melitta, neigte kokett den Kopf ein wenig zur Seite, sah Axel lächelnd von unten in das Gesicht und hob die Rose in die Höhe.

„Diese unschuldige Blume soll Sie nicht länger fördern.“ Damit rupfte sie, nervös-erregt, die Blüthen ab und warf diese sowie den Kelch lachend von sich.

„Dieses Dpfer ist nicht groß, denn Sie wissen wohl, daß Sie nur zu winter brauchen, um die uniformirten Herren zu veranlassen, Ihnen Körbe voll davon zu Füßen zu legen.“

„Mit Ihnen ist heute nicht zu reden, nnd ich hatte mich auf diesen unseren gemeinsamen Aufenthalt so gefreut.“

Sie wollte in einen Seitenpfad abbiegen, aber Axel ergriff stürmisch ihre Hand.

„Wirklich, wirklich, Melitta?“

„Ja — natürlich! Warum denn nicht? Ha—ha—ha.“

„Warum nicht? Wie Sie das gleichgültig sagen, gerade als ob Sie einen der jungen Laffen die Frage beantworten, wie Ihnen sein Chargenpferd gefalle, und Sie lachen, als ob dieser so äußerst wichtige Rittmeister Ihnen einen seiner unübertrefflichen Meidinger erzählt habe. Und Sie begreifen doch —“

„Ich begreife garnichts! Warum sollte ich nicht mit Andern auch vergnügt sein?“

„Weil ich es nicht ertragen kann,“ stieß Axel halblaut mit vor Eiferjucht zitternder Stimme hervor.

„Aber was haben Sie für ein Recht dazu?“

„Keins, feins. — Oh, das ist es ja gerade.“

Sie schwiegen, dicht neben ihnen raschelten Schritte. Sternfeld hatte, als er sich von Abda trennte, in übelster Laune eine einsame Gegend des Parkes aufgesucht und war zufällig hierher gerathen.

Nur durch die dicke, einige Fuß hohe, scharfgeschnittene Weißbuchenhecke von den Beiden getrennt, hatte er die letzten, leidenschaftlichen Worte gehört. Sie empörten ihn zwar, doch er war augenblicklich zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich um die Angelegenheiten Anderer zu bekümmern, und so ging er schleunigst davon.

„Er kann nichts gehört haben,“ bemerkte Axel.

„Wenn auch, was sollte er Unrechtes hören?“ erwiderte Melitta beleidigt.

Axel nahm ihr gegenüber eine Stellung an und setzte Beziehungen zwischen ihr und sich als selbstverständlich voraus, die sie empörten.

Mußte sie sich auch eingestehen, daß die Letzteren halb und halb bestanden, und daß ihr Verhältniß zu Axel längst die Grenz des Hergebrachten überschritten hatte, so wollte sie doch dem nicht Worte verliehen wissen.

„Wann reisen Sie?“ fragte Axel plötzlich.

„Wohin?“

„Nun, nach dem Süden.“

Melitta erhöhete. Durfte sie es auch als selbstverständlich annehmen, wenn sie wirklich jenen Aufenthalt noch nehmen sollte, Axel dort zu treffen, so war dieser Umstand, seitdem dieser Plan wirklich festere Formen angenommen hatte, doch noch niemals zwischen ihnen erörtert worden, und sie bangte davor, daß er es jetzt thun würde. Wie durch Zufall sollte sich jene Begegnung dort vollziehen, und das wirkliche Bestehen Dieses wollte sie nicht allein die Welt, sondern auch sich selbst glauben machen.

Hatte sie bis jetzt an jene Reise nur mit einer gewissen leidenschaftlichen Aufwallung gedacht und die Beurtheilung der Welt dabei wenig oder gar nicht in Rechnung gezogen, weil sie ja eigentlich nur selten mit ihr zusammen kam, so erschien sie ihr jetzt in einem ganz anderen Lichte.

Axel's Leidenschaft, seine verhaltene Eiferjucht erregten ihre Besorgniß und belehrte sie, welchen Gefahren der Beurtheilung und welchen wirklichen Gefahren sie sich dadurch aussetzte. Gerade dieses allgemeine Entgegenkommen der Mitglieder dieses hervorragenden Kreises, welches jetzt ihrer Eitelkeit schmeichelte, that das Seinige dazu, ihr die Augen theilweise zu öffnen.

War ihre kaum errungene Stellung in der Gesellschaft dadurch nicht gefährdet? Wie würde man sie später empfangen, wenn man erfuhr, daß sie in der Ferne mit Axel zusammen getroffen war?

Und — das Gefühl tiefster Beschämung überschlich sie — würde sie selbst dieser Gesellschaft, ihrem Manne, ihren Kindern nach ihrer Rückkehr wieder offen in das Gesicht sehen können? Wie weit würde Axel sich, wenn er dort mit ihr allein war, von seiner Leidenschaft hinreißen lassen? Und besaß sie Stärke genug, um seiner Zügellosigkeit genügenden Widerstand entgegenzusetzen zu können?

Ihr graute. Die Zukunft, welche ihr bis dahin nur ihr lächelndes Gesicht gezeigt hatte, trug plötzlich ganz andere Züge. Nein, sie reiste nicht, es stand unumstößlich bei ihr fest.

„Melitta“, sagte Axel weich und ganz verändert, „ich habe auf meiner Reise an Sie gedacht, und Sie werden mich nicht zurückweisen, wenn ich Ihnen ein Zeichen dieses Gedankens überreiche.“ Dabei zog er ein Etui aus der Tasche, öffnete es und ein Armband von dunkelblauen Türkisen und Perlen, nebst einer Brosche strahlte ihr daraus entgegen.

„Oh!“ entfuhr es ihr mit unverhohlenem Erstaunen.

„Nein, nein,“ wehrte sie, doch ehe sie es sich verjah, fühlte sie das Geschenk in ihrer Hand, und Axel war verschwunden. Gerade in diesem Augenblicke traten die Baronin und verschiedene Damen in Begleitung einiger Herren in den Buchengang, so daß Melitta das kostbare Geschenk bestürzt in ihre Tasche schob. Was sollte sie damit anders beginnen, sie konnte es doch unmöglich in die Büsche schleudern?

Man unternahm einige Gesellschaftsspiele, und endlich mahnte das Glockenzeichen, daß es Zeit sei, sich zu Tische anzukleiden.

Noch immer nicht Herrin ihrer Erregung, stürzte Melitta auf ihr Zimmer. Was war das? Da stand ein Karton, sie öffnete ihn, eine entzückende, dunkel und hell taubenblaue Toilette lag darin. Sie wußte von wem sie kam, und war fest entschlossen, sie nicht anzulegen. Unwillig hatte sie dieselbe auf das Bett geworfen, wo schon ihr einfaches, weiß und grünes Wollkleid lag, welches sie heute anziehen wollte.

Melitta betrachtete Beide. Das war freilich ein Unterschied. Mehr und mehr sich in den Anblick beider Anzüge vertiefend, fühlte sie das Verlangen, jenen seidenen zu wählen, ganz leise in sich aufsteigen.

„Niemals! Niemals!“ rief sie endlich. „O, dieser Unverschämte!“ und dabei war es ihr, als senkte sich der Boden unter ihren Füßen, als gleite sie unaufhaltsam eine abschüssige Bahn hinab und das Ende — das Ende war schrecklich. Zitternd vor Erregung nahm sie nun die Schachtel mit dem Geschmeide aus der Tasche und warf sie auf das Bett, wobei sie sich öffnete, das Armband herausfiel und auf der lichten taubenblauen Seide liegen blieb. Wie gut die Farben zusammenpaßten. — Eben wollte sie Alles zusammenpacken — aber nein, sie mochte es nicht berühren. In diesem Augenblicke schob Fifi ihren Kopf zur Thür herein.

„Fif's noch erlaubt, Engel?“

„Gewiß! Melitta stammelte nur dies ein Wort, da lag das Kleid — das Armband — furchtbar — entsetzlich.“

„Na und hier —“ Fifi küftete das Tuch von einem Körbchen, aus dem die herrlichsten Rosen, Nelken und Malven aller Farben hervorleuchteten. — „Zur Auswahl, süße Taube. Was ziehst Du an?“

„Ich —“ Melitta stockte wieder.

„Oh, das blaue — hinreißend! Das ist ja ein brillantes

diesen... Kopf... er wurde... hat er... ist... schland... mmler... um... e, eine... sdruck... n und... legter... lkenen... andelt... larken... hartig... i nicht... die... nicht... Einzel... verübte... Mönche... Eisen... Klostern... mens... erkeller... Berge... ten in... unmen... solche... ist viel... genden... Dangs... ch nun... natliche... menden... er los-... Schuß... te und... 30 bis... ir das... tenant... Karl... eßt 24... XIV... Roman... — In... Aus... Karabe... rischen... frem-... ion in... Julius... Insel... Schrift... rse. —... age. —... n. —... Durch... tituts... äischen... gklus:... e Alb... legung... h und... Schön-... agende... ronen:... n und... tlicher... einen... binzu-... r und... tr. 87.

Nieb. Dein guter Mann! Superbe! Natürlich dunkelrothe Nelken! Du meinst nicht? Ohne Zweifel, Kind. Hier mußt Du Dich schön machen und Du sollst es auch. Wenn Dir Dein guter Pastor solch prachtvolles Kleid bewilligt — ach, und diese Steine! Gewiß noch von Deiner guten Mutter! Ich entinne mich, sie hatte solche vom damaligen Kaiser von Rußland. Warte, hier die Nelken! Ich schicke Dir meine Jungfer. Du wirst aussehen. —

„Aber —“
 „Zu elegant vielleicht? — nein, nein — Du mußt es anziehen — das weiß und grüne ist zu einem kleineren Diner passend, ich ziehe gelben Atlas an, und ich glaube, die Frau von Sternfeld — meine Jungfer hat es mir verrathen — dunkelgrünen Sammet und Fürstengraben himmelblaue Seide mitgebracht; ich glaube, es wird große Eleganz herrschen. Siehst Du, Schatz, das liebe ich nun einmal bei mir.“ Schwazte Frau von Stehndorf unaufhaltsam wie ein Wasserfall.

Was sollte Melitta nun sagen? „Wenn Du meinst. Ich weiß nicht, ob es passen wird.“ stotterte sie verlegen.
 „D, es paßt. Ich schicke Dir sofort meine Jungfer.“ Damit verschwand sie, Melitta halb verzweifelt zurücklassend.
 Ehe sich's Melitta eigentlich verah, hatte das Böschchen ihr schon das Kleid gelöst, trippelte geschäftig hin und her, half ihr bei diesem, half ihr bei jenem, und nun rauschte es über ihrem Kopfe, der seidene Rock senkte sich knisternd nieder und umschloß bald die schlanke Gestalt der jungen, schönen Frau. Welch' ein Gefühl!

„Es paßt, es paßt wie angegossen. Gnädige Frau müssen einen famosen Schneider haben, darf ich fragen, in welchem Atelier es entstanden ist?“ schmeichelte die Jungfer.
 „Bei Gerjon,“ stieß Melitta kurz hervor. Nun trug sie das Kleid von Arel, nun mußte sie den Schmuck, den Fifi ja auch gesehen hatte, gleichfalls anlegen. Jetzt glänzten die Steine an ihrem Arm und ihrer Brust, die blutrothen Nelken am Ausschnitt hoben sich scharf von der Weiße ihres Halses ab. Nun war sie fertig, aber sie zögerte, sich wieder unter die Menschen zu begeben, mit Fingern mußten sie ja auf sie deuten. Ach, und wenn sie Arel in das Gesicht sehen sollte! „Aber es muß ja sein,“ seufzte sie schwer, noch ein kurzer Entschluß, und sie flog den langen Gang entlang, die Treppe hinab, um in dem großen, glänzenden Kreise die bemunbernden Blicke Aller auf sich zu ziehen. Arel's Gesicht strahlte, aber sie wandte sich kalt von ihm ab und, wie Hilfe suchend, flüchtete sie zu Herrn von Sternfeld.

Ein köstliches Mahl vereinte die Gäste, zu denen auch noch der im benachbarten Gute einquartierte Regimentskommandeur mit seinem Quartierwirth, dem Baron Andersen, dem Regimentsarzt und dem Adjutanten, gekommen war. Der Oberst führte die Baronin zu Tisch, links von ihm saß Frau von Sternfeld mit Herrn von Stehndorf. Luze hatte Melitta als Nachbarin und saß seiner Frau schräge gegenüber. Die Uebrigen schlossen sich in bunter Reihe an.
 Herr von Sternfeld bemerkte sofort Frau Malten's kostbaren Schmuck, ihn im ersten Augenblick für ein Erbtheil haltend aber dazu waren die Steine zu modern gefaßt, und außerdem hätte ihn dann Melitta sicherlich schon früher einmal getragen. Kein Zweifel — Luze hätte darauf schwören mögen — es war ein Geschenk Arel's.

Ein probates Mittel.

Humoreske von Justus van Maurik jun.
 Nach dem Holländischen von E. Otten.

„Aber Schaffner, dies ist ja erste Klasse, Nichtraucher!“
 „Kein Platz mehr in der Zweiten!“
 „Ja, . . . aber wissen Sie, ich habe ein Billet zweiter Klasse und . . .“
 „So steigen Sie doch endlich ein, meine liebe Da . . . Frau,“ ruft der Schaffner, welcher die Reisende für eine Dame etwas allzu gewöhnlich zu finden scheint. „Bitte 's ist die höchste Zeit.“
 „Nun also auf baldiges Wiedersehen, mein liebes kleines Gretchen!“ — während des Einsteigens nickt die Frau noch mehrmals einem jungen Mädchen zu, welches, mit allerhand Gepäck beladen, auf dem Perron steht — „grüß noch mal recht schön zu Haus, hörst Du? . . . so, Kind, und nun reich mir bitte die Hutschachtel, das Körbchen und den großen Korb, willst Du?“
 „Alles einsteigen!“
 „Ja, ja! Hergott ist das hoch!“ — seufzt die corpulente Frau, welche mit der linken Hand die Wagenthür umklammernd, vergebliche Anstrengungen macht, sich in das Koupee hinaufzuwinden, während sie

Nach Abda gewahrte die kostbaren Steine — jeder feurige Strahl, der ihnen entströmte, berührte sie tief schmerzlich. Wer sollte Melitta ein solches Geschmeide schenken außer Luze? Selbstverständlich führte er sie wieder zu Tisch, man wußte ja allgemein, wie sehr sie sich für einander interessirten.
 Diese Beobachtungen erhöhten Abda's Stimmung und ihre Liebeshwürdigkeit nicht. Aber dennoch mußte das auffallend fühle Benehmen des Obersten, des linken Tischnachbars von Frau von Sternfeld, eine besondere Ursache haben. Luze konnte es sich nur durch eine persönliche Abneigung des Kommandeurs gegen ihn erklären.

Das ärgerte den Major gewaltig, um aber seinen Mißmuth so gut als möglich zu verbergen, unterhielt er sich besonders lebhaft und ausgelassen mit Melitta, was wiederum nicht dazu beitrug, Abda's Stimmung zu heben.
 Nach Tische wurde getanz, Melitta flatterte wie ein Schmetterling durch den Saal.

„Haben sie denn nicht einen Augenblick Zeit für mich?“ sagte Arel vorwurfsvoll. „Sie vergessen die alten, früheren Freunde bedauerlich leicht über die zweifelhaften neuen.“
 „Sie haben Recht, Arel — aber ich bin Ihnen böse — so böse —“ und nun erzählte sie ihm, wie sie das unerwartete Erscheinen Fifi's allein gezwungen hatte, diese unpassenden Geschenke anzunehmen.
 Er lächelte freundlich ernst.

„Sie sind ein Kind, Melitta. Von einem Bruder kann man so etwas schon annehmen.“
 Die junge Frau sah ihn erstaunt an. Brüderlich war er ihr noch nie erschienen. Aber wirklich heute hatte er etwas so Vertrauten Erweckendes, was sie sonst nie an ihm bemerkt hatte. Das empfand sie wahrhaft dankbar.

Die Musik verstummte, und als man sich bald darauf im Chinesischen Zimmer um den Theetisch versammelte, klopfte Frau von Stehndorf an das Glas, um zu verkündigen, daß morgen, als am allgemeinen Ruhetage — der Rittmeister, welchem das außergewöhnliche Glück zwei Ruhetage bescheert hatte, bekam keinen geringen Schrecken — Schlag neun Uhr das Redevous zu einer Schlepplagd am großen Stern des Parkes von Ludendorff festgesetzt sei.

„Hurrah — hep — hurrah!“ Klang es einstimmig.
 „Wer reitet mit?“ fragte Fifi, indem sie die Augen, in denen deutlich zu lesen war, daß Körbe nicht angenommen würden, aufmunternd über die Versammelten gleiten ließ.
 „Ich!“ „Ich!“ „Ich!“ „Alle!“ Ungezählte Hände erhoben sich.

Nur Abda und Melitta schwiegen.
 „Nun, Sie nicht, meine Damen? Pferde sind für Sie da, Herr Dönfirut hat die Reitigen zur Verfügung gestellt.“
 „Ich habe ja kein Reitkleid,“ flüsterte Melitta Fifi zu, während Abda sah, wie Luze's Blick ganz eigenthümlich auf Frau Malten gerichtet war. Das konnte nur eine Aufforderung bedeuten, mit von der Partie zu sein.
 „Unfinn“, wandte sich Fifi an Melitta, „ich habe ein halbes Duzend, Du ziehst eins von mir an.“ Die Umstehenden lachten.
 „Oho, ich habe noch welche aus meiner Schiphidenzeit und die ist noch gar nicht so lange her.“
 (Fortsetzung folgt.)

in der Rechten einen Regenschirm und ein Reisetaschen hält und eine Pappschachtel unter dem Arm beinahe zerquetscht.
 „Fertig?“ erschallt nun die Stimme des Stationschefs auf dem Perron und schon fallen die Thüren der letzten Wagen dröhnend zu.
 „Fertig? Abfahren!“ —
 „Nein, noch nicht! was soll ich nun machen,“ stöhnt die Dide halb durch die Oeffnung der Koupeethüre gezwängt.
 „So — — ooo — hopp!“ Lachend eilt der Schaffner herbei und beschleunigt die Prozedur des Einsteigens, indem er sie vollends in das Koupee hineinschiebt.
 „Gretchen, meine Hutschachtel!“ erschallt plötzlich die Stimme der schwerfälligen Reisenden vor dem geöffneten Koupefenster, „so, ich dank' Dir auch noch schön, mein Herzchen! nun den großen Korb, grüß' Alle noch Mal von mir, und sei so gut und gib mir auch das Körbchen. Schön, ist es gut verschlossen? Und Kind vergiß nicht für die Kage zu sorgen und für die Kanarienvögel und . . .“
 „Fertig?“ . . . „zurück dort, meine Herrschaften!“
 „Gretchen,“ abermals erscheint der Kopf am Fenster — „denk auch daran, die leeren Fruchtkastlächchen zurückbringen zu . . .“
 Der Zug setzt sich in Bewegung und das Wort „lassen“ verhallt ungehört in dem Lärm der Räder.
 „Du lieber Himmel, war das ein Gehege!“ haucht die Frau

athemlos, während sie sich neben den einzigen Passagier setzt, der eben ein Schläfchen macht. — „D, Gott, o Gott!“

„Um's Himmelswillen, was ist los“ — der Reisende noch halb im Schlafe fährt erschreckt empor.

„Ach, Sie schliefen? Dann entschuldigen Sie nur gütigst; bei der Eile und dem Lärm hatte ich Sie ganz übersehen. Finden Sie nicht auch, daß dieser Wagen entsetzlich stößt?“

„Ja, . . . nein, . . . ich weiß nicht!“

„Sie bequem in seine Ecke zurücklehnen, schließt der Reisende wiederum die Augen.

„Möglich fällt ihm eine Tasche, welche die corpulente Dame mit verschiedenen anderen Gegenständen in dem oben im Koupé angebrachten Gepäcknetz unterbringen will, auf die Nase.

„Nun wird's mir aber wirklich zu arg.“ brummt der Reisende, während sie sich vergeblich bemüht, die Hutschachtel, das Körbchen und das Paket in dem Gepäcknetz unterzubringen.

„Ach Herrje, nehmen Sie's mir nur nicht übel, ich konnte wirklich nichts dafür; übrigens sind bloß Kastanien für die Kinder meines Schwagers drin, die essen sie so furchtbar gern. . . Sie haben sich doch hoffentlich nicht verletzt? Es ist aber auch zu unbequem, die Sachen da hinauf zu schaffen.“

„Hm! offen gestanden wäre mir's lieber, wenn Sie das Täschchen dort drüber in's Herz legen wollten; sicher ist sicher, am Ende fällt es doch noch mal herunter.“

„Gewiß, Sie haben ganz Recht, Sie hätten sich schon weh thun können, ein wahres Glück, daß Sie noch so davon gekommen sind — 's ist doch nicht schlimm?“

Der Reisende schiebt seine Mütze ein wenig zurück, streicht sich ein paar Mal mit der flachen Hand über die Nase, reckt sich laut gähmend und blickt halb ärgerlich, halb schläfrig zu der dicken Frau hinüber, welche ihn über die auf ihre Nasenspitze gerutschte Brille hinweg dummgutmüthig lächelnd anschaut, während sie sagt: „Wohl müde von der Reise?“ und dann fährt sie mit lauter Stimme fort: „Du lieber Himmel, jetzt fällt mir's auch ein, weil ich Sie genauer angesehen habe — ich ferne Sie!“

„Sie? . . . Mich?“ — — mit allen Zeichen des Schreckens fährt der Reisende empor.

„Ja, Sie sind doch Herr Volders aus der Kleiderhandlung in der Hooftstraße?“

„Bedauere sehr, zufällig nicht!“

„Wie schade! Geben Sie, darauf hätte ich nun zehn körperliche Eide geschworen, daß Sie Volders sind, aber, wenn Sie selbst sagen, daß es nicht so ist, dann wird die Sache wohl ihre Richtigkeit haben! Nein, nein, ist es die Möglichkeit! genau dasselbe Wesen wie Jan Volders, aber wenn ich gut hinschaue, denn sind Sie's doch wieder nicht; die Voldersens sind nämlich alle rothhaarig und Sie sind blond.“

„So! Aoh!“ laut gähmend wirft der Reisende einen flüchtigen Blick auf seine Nachbarin.

„Aber die dicke Nase der Voldersen, die haben sie doch, das ist ein merkwürdiger Zufall — . . . und . . .“

„Ich heiße Valen und bin schläfrig!“ Klingt es ärgerlich und kurz angebunden zurück; von Neuem schliefert er die Augen und kreuzt die Arme über die Brust, die Beine behaglich auf die gegenüberliegende Bank ausstreckend.

Erstaunt reißt die Frau die Augen auf und sagt hastig: „Valen heißen Sie? Hm, hm; wie sonderbar! dann sind sie wohl mit dem Valens aus Rotterdam verwandt? Denken Sie doch nur, jahrelang habe ich dort im Hause verkehrt, ich war nämlich lange mit Kathi Valen befreundet — wohl Ihre Tante? eine gutmüthige Person, aber ihre Nerven machten ihr viel zu schaffen, da war sie eben manchmal ärgerlich und nervös und so wurden wir böse Freunde. . . lebt sie noch?“ Ein unverständliches Grunzen veranlaßt die Sprecherin, einen Augenblick inne zu halten. — „Nicht? — Ach, das würde mir aber doch wirklich trotzdem leid thun, Sie meinen doch die Valens am Hafen.“

Dasselbe Grunzen.

„Der sind Sie am Ende mit den Valens von der Bahn verwandt, die kenne ich auch sehr gut, ganz reizende Leute, meinen Sie die vielleicht?“

„Nein, ich habe keine Verwandte.“

„Keinen einzigen?“

„Nein, ich bin Waise und ich möchte jetzt schlafen.“

„Ach Herrje, Sie sind Waise? am Ende waren Sie gar auch im Waisenhause? oh, wie traurig! Ich habe die kleinen Waisen immer so furchtbar bemitleidet; wissen Sie, sie haben's ja so weit ganz gut in solcher Anstalt; aber sie bekommen so viel Bohnen und Erbsen und Erbsenbrei zu essen, die Speisen sind nicht besonders nahrhaft und machen nur unnützlich dick. Ja, und dann noch so manches Andere, 's ist eben doch nicht so wie zu Hause. Ja, ja! Aber man sollte gar nicht meinen, daß Sie auch so ein kleiner Waisenknabe gewesen sind. Sie sehen gar nicht so aus; viel zu patent und dann — erster Klasse reisen! Na, dann hat der liebe Herrgott es wahrlich gut mit Ihnen gemeint. Ich zum Beispiel, ich bin ja nur eine Bürgerfrau, aber ich habe mein gutes Auskommen und mir geht Gott sei Dank nichts ab, aber ich reise immer nur dritter Klasse. Heute gab es allerdings keine Wagen dritter Klasse, und so mußte ich ein Bilet zweiter nehmen, und weil die Rasche besetzt war, reise ich nun Erster, verstehen Sie? Wie der Zug jetzt fährt, sehen Sie bloß mal den Bahnhof vorbeistiegen, wir haben vor Rotterdam nur ein paar Mal

Aufenthalt, nicht wahr, einmal in Nieuwersluis, da halten alle Büge und dann in . . .“

„Ganz recht, das stimmt. Gott sei Dank! in Nieuwersluis!“ wiederholt der Reisende, den das eintönige unabgebrochene Gepolde einer Gefährtin ganz nervös zu machen scheint. Er hat mehrmals geahnt und scheint recht schläfrig zu sein; nun aber richtet er sich mit einem Plutze auf, fixirt seine Nachbarin scharf und müstert sie mit etwas spöttischem Lächeln vom Kopf bis zu den Füßen. Dann beginnt er mit bewegter Stimme:

„Sie haben wohl ein sehr gutes Herz? man sieht es Ihnen an, wie mitleidig und samtmüthig Sie sind, gewiß fühlen Sie den armen Waisen ihren fürchterlichen Schmerz nach — habe ich recht geraten?“

Die Frau nickt langsam und würdevoll, während sie fragt: „Also Vater und Mutter nie gelangt?“

„Ne“, antwortet ihr Nachbarin betäubt, und wie mit unterdrücktem Schluchzen fährt er fort:

„Mein Vater starb vor meiner Geburt und meine gute Mutter auch. Hier scheint die Nahrung ihn zu übermannen, und wiederholt fährt er sich mit dem Taschentuch über die Augen.

„Wie traurig! Wie schrecklich traurig!“ sagt die gutmüthige Diene, während sie ebenfalls ihr Taschentuch zum Vorschein holt.

„Als dreijähriges Kind ging ich schon auf's Meer, was sagen Sie dazu?“

„Auf's Meer?“

„Ja, leider, ich mußte eben.“

„Ach Gott!“

„Man hat mich aus der Wiege gestohlen.“

„Wie? Wa . . . aas.“

„Gewiß, ge — stoh — len!“

„Barmherziger Himmel! wer hat das gethan?“

„Eine Magd, welche ein Verhältnis mit einem Seeräuber hatte.“

„Grundgütiger Himmel! Und weshalb that das Mädchen das?“

„Weil sie selbst kein Kind hatte und der Seeräuber für sein Leben gern eins haben wollte.“

„Was Sie sagen! Was der Mensch aber auch alles erleben kann, man sollte 's nicht für möglich halten.“

„Na ja, er war eben ein Kinderfreund, dieser Räuber.“

„Das scheint so. Aber sagen Sie, taubte und mordete er denn sonst nichts?“

„Oh, gewiß. Alle Männer, die er einfieng, wurden erhängt oder erschossen, aber die unschuldigen Kinderchen verschonte er. Wir hatten einen Seeräuber an Bord, dessen einzige Beschäftigung es war, die Flaschen für die Säuglinge zu füllen, während der Schiffsjunge für Fenchelthee und gewärmte Windeln zu sorgen hatte.“

„Und was geschah mit den Müttern, mein Herr?“

„Hm, hm! Waren sie jung und schön, so kamen sie in seinen Harem, aber alte Frauen, so in den Fünfsigern, wissen Sie, die wurden irgendwo auf eine unbewohnte Insel ausgelegt oder gleich an Bord geschleht.“

„Ge — schlah — tet? Aber das ist ja schauderhaft — und das Alles haben sie mit eigenen Augen gesehen?“

„Leider Gottes, ja! schon im zartesten Kindesalter war ich Zeuge von Mord und Todtschlag. Mit dreizehn Jahren bestand ich die Feuerprobe — da mußte ich zwei Missionäre kalt machen.“

„Kalt machen?“ — Soweit als nur irgend möglich entfernte die beleibte Dame sich bei diesen Worten von ihrem unheimlichen Nachbar.

„Ja, aber nicht etwa mit Dolch und Pistole, keine Spur! Ich goß ihnen einfach etwas in den Kaffee!“

„Ah! — ah!“

„Das ging fabelhaft leicht; sie schmeckten gar nichts davon, und nach zehn Minuten bereits waren sie bei unserm lieben Herrgott.“

Die corpulente Reisende ist blaß geworden. Mit weit aufgerissenen Augen starrt sie ihren Nachbar an, während sie vor lauter Entsetzen vergißt, den Mund zu schließen. Inzwischen fährt das „Ungeheuer“ gelassen fort: „Nach und nach wurde ich zum Monstrum; ich gestehe es selbst, mich dürstete nach Blut! Das warme Menschenblut, das hat so was Berlodendes, — sehen Sie, mit diesem kleinen Instrument —“ der Reisende holt ein Taschenmesser zum Vorschein und schneidet vorstichtig damit über den Nagel seines linken Daumens — „mindestens hundertfünfzig Menschen habe ich mit diesem Dingelchen in die bessere Welt befördert, damals, als man mich noch den „Schrecken des Meeres“ nannte.“

Dabei bligte er mit den Zähnen und schaut seine Reisegefährtin grausam an. Scheu und furchtsam schiebt sie nach dem Messerchen, welches so unschuldig ausseht, daß sie mehr oder weniger ungläubig fragt: „Mit diesem kleinen . . .“ das Wort „Messerchen“ erstickt ihr auf den Lippen, denn plötzlich bligt die Klinge dicht vor ihren Augen, während der Eigentümer dieses Mordinstrumentes „en Miniature“ heiser ausruft: „Ja wohl, mit diesem lumpigen Ding! Ein einziger geschickter Schnitt und Sie haben das Peitliche weggenommen — ich habe mich darin geübt im Handumdrehen, ritisch! . . . die Halsader zu durchschneiden — keinen Laut können Sie mehr von sich geben, aber . . . nachlässig schiebt er das Taschenmesser in seine Westentasche — „nun habe ich es aufgegeben; vor zwei Jahren ungefähr hat man mich befehrt.“

„Oh! Ach! Ei! . . . Wer denn?“

„Die heilsamer in New-York und“ — (bei diesen Worten senkt er laut) — „nun plagt mich bittere Reue bei dem Gedanken an all das vergossene Blut“ — —

Die gutmüthige Frau athmet tief und schwer, ohne auch nur einen Augenblick ihren Nachbar, der die Hand noch immer in der Westentasche verborgen hält, aus dem Auge zu verlieren; mit leicht zitternder Stimme fragt sie: „Und haben Sie jetzt gar nichts mehr mit der Seräubererei zu thun?“

„Nein! allerdings thut mir das recht leid, denn das Ausüben meines Berufes machte mir viel Spaß, s' war ein famos'es Geschäft, wenig Auslagen, und viel Gewinn.“

„Ja, das glaube ich und...?“
„Ich verstehe schon, meine Dame, Sie möchten wissen, was ich nun treibe?“

„hm! Ja! wenn Sie... hm!... Wenn Sie's mir sagen wollen!“

„Gewiß, warum denn nicht? Augenblicklich habe ich immer sehr viel mit Leiden zu schaffen.“

„So, ach, das hätte ich nie gedacht!“ die Gute fängt an sich wieder einermachen behaglich zu fühlen und versucht sogar zu lächeln, während sie sagt: „Also wohl Leidenträger, oder etwas Aehnliches?“

„Wie meinen Sie?“ — ein wüthender Blick trifft die Fragende. „Da sind Sie aber ganz gewaltig im Irrthum, ich besorge die Leichen für die Secirhammer der Professoren.“

Ein heftiges Zittern erschüttert den fleischigen Körper der entsetzten Frau, und sie fragt, während die Brille ihr in den Schooß hinuntergleitet, leise und zaghaft: „Und wie verschaffen Sie sich diese Leichen?“

„Ach, das ist ganz einfach, ich laufe sie, ich grabe sie aus oder... ich mache sie.“

„Gott sieh mir bei, das ist ja schauderhaft!“ vor Angst und Aufregung wird der Wohlbeleibten ganz schwül, und dicke Schweißtropfen perlen auf ihrer fleischigen Stirne.

Sie mit grauemem Wohlbehagen mustern, fährt der Reisende eifigen Tones fort: „Es giebt jederzeit genug Menschen, die einen alten Onkel oder eine Tante ganz gerne verkaufen wollen; Geld kann jeder brauchen, und ich habe es — massenweise!“

„Aber erlauben Sie, warum thun Sie eigentlich so — hm! so etwas?“ — Ihr wird immer bestommener zu Muth.

„Liebhabelei, Verbrechen, die reine Liebhabelei! Ich bin eben so an Leichen und Blut gewöhnt...“

„Wa-a-a-a-s?“ von Minute zu Minute wird die bedauernswerthe Frau unrubiger.

„hm! ja, heute z. B. reise ich von Emmerich nach Rotterdam, um eine alte Frau zu kaufen; unglücklicherweise ist dort nur eine einzige zu haben, aber ich brauche nothwendig zwei für Professor Naliph in London. Ich habe mein Ehrenwort verpfändet. Vor Ablauf dieses Monats muß ich ihm zwei Franenleichen verschaffen...“

„Dicke, fleischige Kadaver müssen's sein, so zwischen 50—60 Jahren. A propos, wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?“ So sprechend läßt der unheimliche Mann seine Hand wieder in seine Westentasche gleiten und sagt: „s ist wohl am Vernünftigsten, ich nehme das Sichere für das Unsichere und mache gleich die zweite Leiche. Ist Ihnen sehr viel daran gelegen, weiter zu leben?“

Im Nu sitzt die also Angeredete dem Sprecher gegenüber, der mit stolischer Ruhe seine Nägel bearbeitend, sie fortwährend ruhig, aber graulich lächelnd anschaut.

Sprachlos starrt sie ihn mit allen Zeichen des Entsetzens an; der Schreck scheint ihr die Zunge vollständig gelähmt zu haben.

„Neuwersluis!“ erschallt es plötzlich vor den mit einem Ruck geöffneten Coupéthüren.

Die Dicke hatte in ihrer furchtbaren Aufregung gar nicht gemerkt, daß der Zug immer langsamer fuhr. Kaum aber war die Thür aufgerissen worden, da springt sie auch schon trotz ihrer Schwerefüßigkeit, wie ein Gummiball auf die Erde fallend, auf den Perron und ruft aus vollem Halse:

„Schaffner, ich will in ein anderes Coupé, schnell! nehmen Sie, bitte, meine Schachtel — da sitzt ein Seräuber drin — bitte holen Sie meine Reisetasche auch heraus — s ist Einer, der Leichen macht. Großer Gott! mein Korb mit Kastanien — hundertfünfzig Morde hat er auf dem Gewissen. Aber keine Kinder; oh Gott, mein Regenschirm! — dicke Leichen sucht er. Sie müssen sofort die Polizei benachrichtigen — nun noch die platte Schachtel. Schaffner, ich kann nicht mehr — in Rotterdam will er Leichen kaufen, ach Gott! Meinthalben gehe ich auch in den Güterwagen, wenn's sonst keinen Platz mehr giebt. Ich werde ohnmächtig! so'n Ungeheuer!“

Während der Schaffner bereitwilligst das Gepäck der corpulenten Dame aus dem Coupé schafft, sagt der Reisende, dessen Füße bereits wieder auf der gegenüberliegenden Bank ruhen, gelassen:

„Schaffner, hier haben Sie eine Cigarre und ein Trinkgeld, sorgen Sie, bitte, dafür, daß ich jetzt ungestört bleibe — ich möchte ein wenig schlafen.“

Allerlei.

Auf merkwürdige Art zum Selbstmörder geworden ist ein 16 jähriger Lehrling in Berlin, welcher sich auf dem Boden seines Lehrherrn erhängte. Der junge Mann besuchte nämlich mit Vorliebe Schaustellungen, in denen sich ein sogenannter „Mann mit dem Steinlopf“ produzierte. Des Letzteren Schadel ist nämlich so dick und widerstandsfähig, daß man allerlei Gegenstände an demselben zer-

schellen kann, ohne ihm den geringsten Schaden zuzufügen. An diesen Produktionen soll nun der junge Fischer solchen Gefallen gefunden haben, daß er sich vornahm, die Kunststücke an seinem eigenen Kopfe zu probiren. Er verschaffte sich zu diesem Behufe ein starkes Stück Brett und schlug sich dabei wiederholt vor den Kopf; hierbei scheint er eine Gehirnerschütterung erlitten zu haben, denn von Stund an wurde der angehende Künstler tiefsinnig, und in einem solchen Anfall hat er durch Erhängen seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Ein großartiger Schwindel mit gefälschten Briefmarken ist seit Monaten von Griechenland und der Türkei aus nach Deutschland betrieben worden, wodurch hauptsächlich Berliner Briefmarkensammler und Händler empfindlich geschädigt worden sind. Es handelt sich um eine von der englischen Post in Konstantinopel hergestellte Marke, eine gewöhnliche 1/2 Penny-Markte, welche mit dem schwarzen Aufdruck 40 Paras versehen ist. Diese Marke ist außerordentlich selten und wird auf dem Briefmarken-Markte mit 15 M. gehandelt. In letzter Zeit nun fiel es auf, daß eine große Anzahl dieser sonst so seltenen Marke von Griechenland und der Türkei aus nach hier gehandelt wurden. Wie sich jetzt herausgestellt hat, sind fast alle diese Marken, wiewohl die bedeutendsten Kenner sie als echt erklärten, eine großartig ausgeführte Fälschung, welche selbst von englischen Postbeamten nicht erkannt wurde. Die Betrüger, die noch nicht entdeckt wurden, und die in Griechenland und in der Türkei Unterhändler haben, sind noch nicht ermittelt worden.

Plünderung eines Klosters. Grauerregend sind die Einzelheiten, welche aus Belgrad über die von 50 Briganten verübte Plünderung des Klosters Desani gemeldet werden. Zwölf Mönche wurden mit Beilieben getödtet; andere wurden mit glühenden Eisenstangen gefoltert, weil sie nicht angeben wollten, wo sich die Klosterschätze befinden. Nachdem die Räuber alle Kostbarkeiten zusammengebracht hatten, warfen sie die überlebenden Mönche in den Klosterkeller und steckten das Kloster in Brand; darauf entflohen sie in die Berge. Nur fünf Mönchen gelang es, sich zu retten.

Chinesische Schießübungen. Da die chinesischen Soldaten in der großen Mehrzahl ganz ungebildete, auf's Gerathewohl zusammengegraffte Kulis sind, so ist es ein großes Wunder, daß sich nicht solche Unglücksfälle, wie ein solcher aus Shanghai gemeldet, nicht viel häufiger ereignen. Die Besatzung der unweit von Shanghai liegenden Forts bei Wusung wurde kürzlich im Schießen nach einer im Yang-Tze-Rang verankerten Scheibe geübt. In Wusung befinden sich nun Armstrong'sche Kanonen, wofür eine langsam verbrennende prismatische Pulverladung benutzt wird. Einige der die Geschüge bedienenden Kuli-Artilleristen, die sich wunderten, daß ein Schuß nicht rascher losgehen wollte, öffneten nun den Verschluss, weil sie glaubten, der Schuß habe verjagt. Die Folge war, daß das Geschützrohr explodirte und ebenso das Pulvermagazin des betreffenden Forts. Hierbei sind 30 bis 40 Menschen umgekommen.

Vom Büchertisch.

— **„Deutscher Soldatenhort“**, Illustrierte Zeitschrift für das deutsche Heer und die Marine. Herausgeber: General-Lieutenant z. D. v. Below. Preis pro Quartal 1,80 M. Verlag von Karl Siegmund, Berlin W., Mauerstraße 68. IV. Jahrgang Heft 24 erschien soeben und enthält: Zum Geburtstag des Fürsten Heinrich XIV. von Meckl. j. L. — Von Pericho bei Meg — nach Serbien. Roman von Alex. Richter. (Fortsetzung.) — General-Oberst v. Kape. — In Versailles 1870/71. (Mit Abb.) — Deutsche Armeegeschichte: Aus unseren Kriegsjahren. Von General der Infanterie z. D. v. Reichsmann. — Von der deutschen Armee und Marine: Abstecken des Paradeplatzes bei der Frühjahrs-Parade. (Mit Abb.) — Briefe eines bayerischen Kanoniers in seine Heimath. Von J. B. (Fortsetzung.) — Aus fremden Ländern: Meine Erlebnisse in der französischen Fremdenlegion in Maier und Tonking. Erzählt von S. Heintze, verfaßt von Julius Schlesinger. — Vermischtes: Ein sonderbarer Eigenthümer der Insel Nügen. — Militärisches und Sport in der Schilderung von Schriftstellern und Künstlern. Eine kritische Betrachtung von A. Herie. — Waarenhändler in Kairo. (Mit Abb.) — Vaterländische Gedenktage. — Splitter und Funken. — Kameradschaftliches Plauderstündchen. — Räthsel. — Briefkasten. — Inserate.

— **Europäische Wanderbilder.** Nr. 220—231. **Durch Schwaben. Schwäbische Alb. Urach.** (Verlag des Art. Instituts Orell Füssli, Zürich.) Das neueste Heft der „Europäischen Wanderbilder“ ist, mit den Nummern 229—231, das 5. des Cklus: „Durch Schwaben“ und behandelt Urach und die Schwäbische Alb. Dieses schöne Gebirge zwischen Neckar und Donau, die Fortsetzung des schweizerischen Jura, bietet, obschon sein Hochplateau rauh und einförmig ist, an den beiden Hängen eine Fülle landschaftlicher Schönheiten: zerrissene Wände, hoch und kühn aus der Ebene aufragende Felsriegel, die Burgen und Burgruinen mit berühmten Namen krönen: Koblenlaufen, Nechberg, Lichtenstein und viele andere, Städtchen und Dörfer, die in malerische Thäler eingebettet sind, Höhlen und Schluchten, welche die Sage mit Elfen und Kobolden bevölkert, und über Thal und Gebirge zieht sich der Reiz poetischer und geschichtlicher Erinnerungen. Die 22 wohlgelungenen Illustrationen bilden einen Schmuck des Büchleins, das ganz geeignet ist, den Wanderer hinzuloden in diese liebliche Gegend Schwabens und ihm als treuer und wohlbewandelter Cicerone zu dienen.

